

Nur weil er da ist?

Robert Bösch*), Berufsfotograf, Extrembergsteiger, Bergführer

Extrembergsteigen interessiert auch weite Kreise, die mit Bergsteigen nichts zu tun haben. Der Reiz der tödlichen Gefahr, die Bewunderung der Leistungs- und Leidenschaftlichkeit und die Vorstellung, dass die beim Bergsteigen geforderten Verhaltensweisen auch im Alltag von Nutzen sein könnten, mögen Gründe für diese Faszination sein.

Weil er da ist, soll Mallory auf die Frage, weshalb er den Mount Everest unbedingt besteigen wolle, geantwortet haben. Er hätte auch eine substantiellere und ehrlichere Antwort geben können: Nicht weil dieser Steinhäufen da war wollte er ihn besteigen, sondern weil der von ihm und Irvine versuchte Nordgrat nicht nur auf den höchsten Gipfel, sondern direkt in den Himmel der Weltberühmtheit geleitet hätte. Ihm und seinem Partner war es zwar der Weg in die alpine Berühmtheit aber gleichzeitig auch ins Jenseits. Wie Mallory und Irvine in den zwanziger Jahren am Everest, wie die Deutschen am Nanga Parbat in den Dreissigerjahren, genauso waren die Franzosen Anfang der Fünfzigerjahre an der Annapurna - der Krieg war zu Ende, man hatte wieder Zeit für so nutzlose Dinge, wie auf Berge zu steigen - vom selben Ehrgeiz getrieben. Maurice Herzog und Louis Lachenal gingen 1950 mit der „Eroberung“ des ersten Achttausender in die Geschichtsbücher ein. Sie bezahlten ihren Erfolg an der Annapurna teuer: Teilweise schwer verstümmelt und in einer qualvollen, wochenlangen Odyssee kehrten sie schliesslich dank des unermüdlichen Einsatzes der Sherpa und Träger in die Zivilisation zurück. Die Grande Nation dankte es ihnen. Sie wurden als Helden gefeiert und Maurice Herzog, Expeditionsleiter und beim Gipfelgang die treibende Kraft - gepusht von grenzenlosem Ehrgeiz und massivem Maxiton-Doping*1) , wurde Ritter der Ehrenlegion und brachte es in späteren Jahren zu höchsten Regierungsämtern. Drei Jahre nach der Annapurna „fiel endlich“ der Mount Everest: Tensing Norgay und Edmund Hillary waren die Gewinner in diesem Wettlauf um den höchsten Punkt und erlangten damit Unsterblichkeit.

Extrem- bzw. Leistungsbergsteigen zieht seine Motivation aus einem Mix von Abenteuerlust, Ehrgeiz, Ruhm- und Erlebnissucht. Auch wenn es heute, nach Mallory, Hillary und Messner deutlich schwieriger geworden ist, mit Bergsteigen zu Weltruhm zu gelangen, so bietet diese Tätigkeit nach wie vor ein geeignetes Feld, um öffentliche Beachtung zu erlangen. Nicht zuletzt dank der Tatsache, dass bergsteigerische Leistungen selbst für Fachleute sehr schwierig zu vergleichen und zu werten sind. Was zwangsläufig dazu führt, dass in diesem oft verbissen geführten Wettbewerb um Publizität - und Sponsorgelder - nicht immer den Besten die grösste mediale Aufmerksamkeit zuteil wird. Kommt hinzu, dass oft Halb- und Unwahrheiten kommuniziert werden. Etwa bei der medial wirksamen Vorankündigung hochgesteckter Expeditionsziele, die oft schon beim ersten Blick auf den Berg zugunsten des Normalweges und eines traditionellen Expeditionstiles aufgegeben werden, seien das Berichte über Geleistetes, die „ein bisschen“ neben der Wahrheit liegen. Da wird aus einem „Alleingehen“ am Mount Everest (was viele tun und nichts besonderes ist) ein „Alleingang“ (was bisher nur Reinhold Messner geschafft hat). Und dann gibt es die ganz grossen Lügen, wie Tomo Cesens Solobegehung der Lhotsesüdwand, die wohl nie stattgefunden hat.

Gefahr garantiert Intensität

Doch leistungsorientiertes Bergsteigen bietet mehr, als nur einen interessanten Zugang zu Anerkennung und Bewunderung. Extrembergsteigen bedeutet ein reiches Feld an grossartigen Erlebnissen und intensivsten Momenten - eine Mischung, die ein spannendes Leben garantiert und erhebliches Suchtpotential beinhaltet. Die Attraktivität dieser „Sportart“ gründet in der körperlichen Herausforderung und in der Faszination die von der dauernden Auseinandersetzung mit der tödlichen Gefahr ausgeht. Letztere bewirkt zwar intensivstes Erleben, allerdings nicht nur von der angenehmen Seite. Einerseits ist es ein fast berauschesendes Gefühl, manchmal die absolute Sicherheit zu fühlen, dass man der schwierigen Situation hundertprozentig gewachsen ist. Und die Gewissheit zu haben, dass man nie in Panik gerät, auch in den gefährlichsten Momenten nicht. Auf der andern Seite steht die Angst. Wer sich an ein grosses Projekt wagt, der wird von dem Moment an auch von der Angst begleitet. Zwar wird diese mit dem Handeln, bzw. Klettern meist in den Hintergrund gedrängt. Trotzdem, wer in einer grossen, schwierigen Wand klettert, hat normalerweise nur einen Wunsch auch wenn er oftmals jahrelang alles unternommen hat, um in die Route einsteigen zu können: so schnell als möglich raus! Abenteuer ist phantastisch, sofern man nicht gerade ein solches erlebt.

Zwei alpine Unfälle hatten im letzten Sommer Schlagzeilen gemacht. Ueli Steck's Absturz an der Annapurna Südwand, nachdem er, kaum eingestiegen, von einem Stein getroffen wurde und abstürzte und der Lawinen-Unfall an der Jungfrau. Während Steck viel Glück hatte und unverletzt blieb, kostete der Unfall an der

Jungfrau sechs jungen Gebirgssoldaten das Leben. So verschieden die beiden Unfälle auch waren - hier der eigenverantwortlich handelnde Spitzenalpinist, dort die betreuten Ausbildungsteilnehmer - sie belegen die Tatsache, dass Berge grundsätzlich gefährlich sind. Egal, ob man als Wanderer unterwegs ist, oder als Alleingänger in eine zweitausend Meter hohe Wand eines Achtausender einsteigt. Es gibt keine „Unfallfreiheitsgarantie“ beim Bergsteigen. Erfahrung, Können und eine gute Mischung zwischen defensivem und „angriffem“ Verhalten sind Faktoren, die das Risiko verkleinern. Aber daneben braucht es vor allem auch immer mal wieder eines, nämlich Glück. Jeder, der über viele Jahre diese Tätigkeit intensiv ausübt, blickt mit Sicherheit auf einige Situationen zurück, wo er sich eingestehen muss, „dass es haarscharf vorbeigegangen ist“. In meinem Freundeskreis, einschliesslich meiner selbst, ist mir eine grosse Zahl solcher Situationen bekannt: Einer wurde nach einem Lawinenniedergang nach Stunden aus acht Meter Tiefe gerettet, einer stürzte bei einem Alleingang in einer Nordwand ab und blieb zufällig in einer Felsspalte irgendwo noch stecken, einer wurde Nachts an einem Achtausender von einer Lawine mit dem Zelt in die Tiefe gerissen. In Stein- oder Eisschlag ist wohl sowieso schon jeder geraten. Die Aufzählung liesse sich fortsetzen. Alles sehr erfahrene Bergsteiger die noch am Leben sind, dank viel Erfahrung und, in einigen Situationen, dank viel Glück. Der Umkehrschluss gilt allerdings nicht: wer sich nur auf sein Glück verlässt, wird mit Sicherheit nicht alt.

Bergsteigen als Manager- und Lebensschule?

Die Auseinandersetzung mit der Gefahr, dem Risiko fasziniert. Verständlich, dass in einer Zeit, in der Werte wie Grenzerfahrung, Zielstrebigkeit, Leistungswille generell hoch im Kurs stehen, gerne Parallelen zwischen der Welt des Bergsteigens und dem Berufsalltag gesucht werden. Kein Managerkurs ohne Referent für's Extreme. Die Annahme ist wohl nicht von der Hand zu weisen, dass Belastungssituationen und Entscheidungsszenarien in den beiden „Welten“ Parallelen haben. Trotzdem ist zu bezweifeln, dass sich systematisch Verhaltensmuster aus der Gipfelwelt in die Chefetagen - und umgekehrt - übertragen lässt. Für den einen mag das funktionieren, für den anderen überhaupt nicht. Ebenso bezweifle ich, dass Managementkurse im Gebirge mehr bringen, als irgend ein Teambildungs- oder Führungsseminar. Solche Gebirgskurse sind reine Sandkastenspiele. Wo letztlich ein Bergführer darüber wacht, dass falschen Entscheidungen keine verhängnisvollen Taten folgen, kann gar nicht erfahren werden, was es heisst, eigenverantwortlich zu handeln - im Wissen, dass Fehlentscheide verheerende Konsequenzen haben können. Diese Erfahrung macht man auch nicht, wer mit einem Bergführer oder einem deutlich stärkeren Partner klettert. Nur wer mit dem Bewusstsein einsteigt, dass er die gefährlichsten Stellen auch selber vorsteigen muss, erfährt, was es bedeutet, eine schwierige Tour in Angriff zu nehmen.

Trotz der erwähnten Vorbehalte bin ich überzeugt, dass sich einiges aus dem Erfahrungsschatz des Bergsteigens ins „andere“ Leben übertragen lässt oder zumindest Anstoss sein kann, alltägliche Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. So bin ich sicher, dass der Mensch viel ausdauernder und widerstandsfähiger ist - sowohl in physischer, wie auch in psychischer Hinsicht - als oft angenommen wird. Wenn man beobachtet, wo heute überall beinahe reflexartig psychologisch betreut wird, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es vermutlich nicht immer absolut notwendig wäre. Bedenkt man die vielen Erlebnisse, die man als Extrembergsteiger fast zwangsläufig irgendwann mal macht, so stelle ich fest, dass alle diese manchmal horrormässigen, manchmal traurigen Erlebnisse auch ohne psychologische Betreuung überstanden haben. Der Mensch funktioniert auch in schwierigen Momenten recht gut.

Ähnliches gilt auch in physiologischer Hinsicht: Was sollte man nicht alles gemäss Ernährungswissenschaft zu sich nehmen, um leistungsfähig zu sein. Leider kann man sich nicht immer daran halten: Wer einen Achtausender besteigt, isst oft 24 Stunden oder länger mehr oder weniger nichts. Der Körper kann in der Höhe kaum Nahrung zu sich nehmen.

Auch der Erstbegeher der Eigernordwand, Anderl Heckmair, machte überraschende Erfahrungen etwas abseits bekannter Ernährungstheorien. Nach der mehrtägigen Durchsteigung des Walkerpfeilers in der Nordwand der Grandes Jorasses, stellte er erstaunt fest, dass seine Schnapsflasche, aus der er regelmässig getrunken hatte, komplett leer war. Sein Partner, strikter Antialkoholiker, hatte nichts davon getrunken. Im Gegensatz zu ihm hatte Heckmair keine Erfrierungen erlitten. Heckmairs Fazit: „Alkohol mässig genossen, schadet auch in grösseren Mengen nichts.“ Überhaupt ist man als Bergsteiger bezüglich Flüssigkeitshaushalt gezwungen, einige Abstriche an den Idealvorstellungen neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse in Kauf zu nehmen. Aus Gewichtsgründen hat man normalerweise kaum wesentlich mehr als eine Literflasche dabei. Nicht dass Durst etwas Angenehmes wäre. Aber man kann auch nach zwölf Stunden noch klettern und fällt nicht wegen Flüssigkeitsmangel aus der Wand. Dafür wird einfaches Wasser zur grössten Kostbarkeit und schmeckt schon beinahe so gut wie das Bier danach.

NZZ 22.04.08

Ueberhaupt ist danach alles wunderbar: Vergessen sind Angst, Durst, Schmerzen, Kälte - alles vergessen, nur noch die Erinnerung an ein intensives Erlebnis und ein manchmal heimlicher, manchmal weniger heimlicher Stolz auf das Geleistete. Und vielleicht wird man sogar noch von jemandem bewundert.

*(*1)Fussnote: Maxiton enthält den gleichen Wirkstoff wie Pervitin: Ein bei Sportlern und Soldaten des 2. Weltkrieges beliebtes Dopingmittel)*

*) Robert Bösch, geboren 1954, Fotograf, Geograf, Bergführer ist seit über 20 Jahren ausschliesslich als freischaffender Berufsfotograf tätig. Neben Aufträgen aus Industrie und Werbung, arbeitet er für Magazine und Zeitschriften (u.a. Stern, Geo, National Geographic Adventure, Spiegel) Er ist Autor vieler Bildbände und Kalender. Als Bergsteiger und Kletterer kennt er viele extreme Kletter- und Bergtouren in den meisten Gebirgen der Welt. Seine Reisen und Expeditionen führten ihn auf fast alle Kontinente, wo er an bekannten und weniger bekannten Bergen unterwegs war. 2001 bestieg er für einen Auftrag als Fotograf und Kameramann den Mount Everest. In den letzten Jahren dokumentierte er viele der Extremtouren von Ueli Steck.